

*Diskussionsbeitrag von Bedrich Loewenstein, Berlin*

*Die trügerische nationale Brille*

In Böhmen steinigt man zwar keine Theoretiker, aber man liebt sie auch nicht gerade. Wenn sie zu scheinbar selbstverständlichen Dingen Stellung nehmen, wie z. B. zur nationalen Geschichte, werden sie mit dem berüchtigten Tausendfüßler verglichen, der eines Tages zu überlegen beginnt, wie er seine zahlreichen Gliedmaßen koordinieren soll: von diesem Zeitpunkt an gerät sein bisher erträglicher Gang ins Stocken.

*Skotomisierung.* Die Geschichte (Geschichtsschreibung) befriedigt außer der natürlichen Neugierde, „wie es eigentlich gewesen ist“, Legitimationsbedürfnisse. Wir suchen unsere Werte, unsere Fragen, uns selbst in der Vergangenheit (Pekař über Masaryk); wir vergewissern uns der Kontinuität und Berechtigung unserer Ansprüche und Bemühungen. Wir würden nie die Vorstellung ertragen, daß man ohne die Krücken der Tradition handelt, auf eigene Verantwortung, nur auf eigenes Risiko, auf den eigenen Verstand gestellt bleibt. Unsere Lebensbedürfnisse, „unser Recht auf Geschichte“ zwingt uns dabei einen bestimmten Typus von Erkenntnisinteressen auf. Das muß nicht schaden, vorausgesetzt man ist sich über das Perspektivische und Fragmentarische unseres Ausschnitts im klaren und behauptet nicht, daß unsere Auffassung zweifelsohne wissenschaftlich, total und selbstverständlich ist, ja daß sie einen eindeutigen „Sinn“ bzw. eine „Lehre“ zum Ausdruck bringt. Beim näheren Zusehen hat die objektive, geschweige denn ideologisierte Geschichte außer subjektiven Urteilen darüber, was historisch relevant ist, und ebenfalls recht subjektiven moralischen Haltungen, ihre spezifischen weißen Flecken, blinden Stellen, ihren konkret begrenzten Horizont. Die Geschichte läßt sich nicht anders schreiben, als so, daß man die Fülle und Komplexität der Vergangenheit darauf reduziert, was uns als wesentlich erscheint, d. h. daß wir unser Hauptaugenmerk auf die einen Dinge (die große Politik) richten, während wir von anderen absehen (Sexualität, Gefängniswesen, Ernährung).

*Die Vielfalt der Geschichte.* Jeder von uns hat eine Reihe von Loyalitäten, eine Reihe primärer Interessen: Wir sind Männer, Frauen, Dichter, Soldaten, Katholiken, Brünnler, Sozialdemokraten, Naturschützer, Familienväter, Anhänger Europas oder der „Slavia“. Absichtlich habe ich nicht gesagt: „Tschechen“ oder „Deutsche“. Ich bin mir nämlich nicht sicher, ob die nationale Klammer in unserer unübersichtlichen Gesellschaft noch eindeutig über anderen Identitäten und Interessen steht. Für die Feministinnen z. B. ist die nationale Geschichte wenig wichtig; nicht anders ist es bei den Vertretern der Kirchengeschichte, der Naturwissenschaften, der Geschichte der Industrie, der Philosophie, der Zivilisation, des Alltags, offensichtlich auch der Geschichte bestimmter Regionen. Dušan Třeštík schlug seinerzeit die böhmische Staatlichkeit als mögliche Achse der historischen Erzählung vor. Dies ist eine sehr konservative Auffassung, die an die Peripherie entläßt, was die Historiker in den letzten Jahrzehnten zu interessieren begann, nichtsdestotrotz ist es eine mögliche Konzeption. Ich weiß freilich nicht, ob sich der Mediävist im klaren war, daß sich eine solche böhmische Geschichte für mindestens zwei Jahrhunderte um die Entwicklung der österreichischen Verwaltung drehen würde.

*Die nationale Auffassung.* Die Überordnung nationaler „Metacodes“, nationaler Symbole und Interpretationsweisen hat sich vor dem 19. Jahrhundert nicht durchgesetzt, und zwar in Konkurrenz zu anderen Codes bzw. Identitäten. Diese hat die nationale Ideologie entweder degradiert, d. h. ihrer Wertehierarchie untergeordnet („tschechischer Evangelischer“, „Prager“, „Mährer“) oder allmählich aus ihrem Kodex ausgeschlossen („österreichischer Bürokrat“, „böhmischer *Deutscher*“). Bis dahin verschiedenartige Erfahrungen und Traditionen (der Märtyrertod von Jan Hus, der Märtyrertod des Johannes von Nepomuk, die Schlacht bei Taus, die Schlacht von Königgrätz; oder aus einem anderen Kontext: die Geschichte der Jeanne d'Arc und die Geschichte des Sturms auf die Bastille) werden unter ein gemeinsames nationales Dach gebracht und so aus ihrer eigenen Motivationsstruktur gerissen. Es entstehen da Kontinuitäten, wo man früher keine sah (moderne Deutsche und die Germanen des Tacitus); lokale Sagen und regionale Ereignisse werden in ein gesamt nationales Gedächtnis integriert. Ein Unrecht gegenüber bestimmten Teilgruppen (z. B. den Choden) wird als an „uns“ verbrochen interpretiert, während andere Vergehen, z. B. antijüdische Pogrome, „uns“ nicht interessieren müssen.

*Identifikation und Ausgrenzung.* Vladimír Macura hat unlängst sehr schön gezeigt, wie die rituelle, ja geradezu theatralische Inszenierung eines großen Dramas der nationalen Geschichte funktioniert: Man identifiziert sich mit dem Märtyrer, der zwar durch Gleichgültigkeit, Feigheit oder Niedertracht des eigenen Volkes sein Martyrium erleiden mußte, jedoch wäscht das Volk durch „Kanonisierung“ seine Schuld ab; es fällt etwas Licht von seinem Heiligenschein aufs Volk zurück, es wird durch seine Vermittlung Akteur eines großen Geschehens, während seine reale Rolle bescheidener, nichtig bis erbärmlich war. Dagegen entledigt sich das Volk gern rituell aller seiner Verräter, Schufte und anderer unschönen Protagonisten auf den Brettern der historischen Bühne. Es ist sicher besser, das Volk von František Palacký als von Karel Sabina, besser das Volk Goethes als das Hitlers zu sein, eher das Masaryks als das Gottwalds. Es geht aber nicht nur um Vorbilder zur Identifikation: manchmal passen ganze Gruppen nicht mehr ins Bild des idyllischen Nationalgartens, aus dem fleißige ideologische Gärtner jegliches Unkraut herausjäten müssen. So hat die ethnischsprachliche tschechische Auffassung keinen Platz für Hunderte von Böhmen im Sinne territorialer Wirksamkeit, es sei denn durch Camouflage der Kriterien, bis in ihnen auch beide Gründer des „Sokol“ Platz haben.

*Wir und die anderen.* Petr Pithart hat einmal das empfohlen, was er „inklusive Geschichte“ nannte. Statt immer neuer ideologischer Schablonen und Frontlinien in unseren Köpfen sollte unsere noetische Ausstattung Offenheit und Neugierde sein; keineswegs das Bedürfnis, daß uns die Geschichte „recht geben sollte“, d. h. unsere Vorurteile dieser oder jener Herkunft über „uns – die Guten“ und „die anderen – die Bösen“ zu bestätigen, sondern die Relativität und Veränderlichkeit historischer Wahrheiten und Identitäten zu begreifen. Ich plädiere nicht dafür, postmodernistische Willkür in die Vergangenheit hineinzutragen, eine Art Philosophie nach dem Prinzip „everything goes“: eher dafür, die Aufmerksamkeit dafür zu erhöhen, was menschlich möglich ist, einschließlich dessen, was wir gerne als unmenschlich (bzw. unnational) bezeichnen. Zu der „inklusive“ Geschichte gehören außer uns auch immer „die anderen“, und umgekehrt: „unsere“ Geschichte ist nicht nur die unsere.

Statt uns durch nationale Rituale und eine Galerie realer oder fiktiver Helden und erlittenen kollektiven Unrechts gegen unsere Unsicherheit zu wappnen, sollten wir die Geschichte als Suche nach demjenigen verstehen, was wir verloren haben: ich meine damit nicht die paradiesische Unschuld, ja nicht einmal Schlesien oder die Slowakei, sondern die Möglichkeit, anders gehandelt zu haben. Verlorene Chancen müssen nicht zurückkehren, aber sie können uns Realismus und ein bißchen Demut lehren. Realismus gegenüber utopischen Verführern, die uns ein konfliktfreies Paradies versprechen, und Demut gegenüber der kindlichen Versuchung, das Übel immer bei den anderen zu suchen. Die nationale Geschichte eignet sich durch ihren oft weinerlichen und immer selbstgerechten Blick kaum dazu, zivilisatorische Berührungen und Begegnungen über den ethnischen Zaun hinaus wahrzunehmen. Die trügerische nationale Brille nimmt nur ungern auch die eigene Schuld und das eigene Versagen zur Kenntnis (den Nachsatz zu Comenius' „Überstehen der Wirbelstürme des Zorns“). Die tatsächliche Geschichte gibt niemandem recht, am wenigsten den geschichtlichen Konstruktionen des 19. Jahrhunderts, mit denen ja die Katastrophen unseres Jahrhunderts zusammenhängen. Der reflektierende Tausendfüßler verliert nichts durch sein Stehenbleiben. Im Gegenteil, er wird wohl besser für die neue Unübersichtlichkeit des 21. Jahrhunderts gerüstet sein.

Ein *unpathetisches Nachwort*. Über Denkmäler anderer Völker oder einer anderen Kultur auf dem eigenen Territorium muß man sich nicht den Kopf zerbrechen. Im Zeitalter des Tourismus sorgt dafür die kosmopolitische Wirkung des Marktes. Sie stört lediglich Fundamentalisten – in Ägypten und vielleicht in Zwittau.